

Leseprobe aus:

Julya Rabinowich
Der Geruch von Ruß und Rosen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER

Julya Rabinowich
Der Geruch von Ruß und Rosen





Julya Rabinowich

Der Geruch
von Ruß
und Rosen



Hanser



*HANSER hey! Schau vorbei und
teile dein Leseglück auf Instagram*

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27713-7

© 2023 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: formlabor, Hamburg

Umschlagmotiv: © plainpicture/Hanka Steidle

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Vignetten Innenteil: iLight photo/shutterstock

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Für alle, die zurückblicken (müssen)

Danksagung

An die heldenhafte Mutter von Johnny für ihre Kraft und an Jackie und die zwei Ns für ihre Esels- und Engelsgeduld.

Alles hat seinen Preis.

Auch eine Rückkehr. Nein.

Vor allem eine Rückkehr.

Vielleicht habe ich ja sieben Leben, wie eine Katze. Und eine Vergangenheit, die für sieben Leben reicht. Mit all ihren schrecklichen und schönen Wundern. Blutblumen unter der Haut. Der Geruch nach Ruß, der Geschmack von Eisen. Und der Rosenduft im Garten meiner Oma. Der Mond über dem Dachgiebel unseres Hauses. Mamas Kuchen mit Zitrone. Papas Arm um meine Schultern. Das Singen meiner Tante. Das war mal alles meines.

Nicht jede Reise findet ihr Ende. Manchmal geht sie für immer weiter und weiter: für die, die verschwunden sind. Für die, die man nicht vergessen kann. Für die, die man niemals aufgeben wird zu suchen.

»Sei nicht so kryptisch«, würde Laura dazu sagen. »Glaubst du, es interessiert irgendwen, deine Rätsel zu lösen? Schieß einfach raus, was ist. Tu nicht so, als wärest du eine verdammte Sphinx.«

Und sie hätte natürlich recht.

Und ich würde sagen: »Wenn ich ein Wappentier hätte, wäre es bestimmt ein Skarabäus.«

»Ach was, ein Mistkäfer«, würde Laura jetzt sagen.



Teil 1

Aufbrüche



1

Laura wartet vor dem Haus auf mich. Dort, wo die Idioten letztes Jahr *Hier wohnt Gesindel. Ausländer raus!* draufgeschrieben haben, ist noch eine leichte Farbveränderung wahrzunehmen. Ein etwas gelblicheres Beige als das elegante Beige, das Susi bei der Hausrenovierung wochenlang ausgesucht hat. Es macht nichts, finde ich. Das Haus trägt jetzt eine Narbe. Warum sollte es dem Haus anders gehen als uns? Wir sind alle vernarbt aus den letzten Jahren herausgekommen. Manche ganz real auf der Haut. Andere verborgener. Omas Füße sind voller heller Streifen, wo mal die blutroten Striemen waren, die man bekommt, wenn man wochenlang mit Blasen an den Füßen wandern muss, ohne Socken, mit kaputten Schuhsohlen. Sie schämt sich. Sie trägt strahlend weiß gewaschene Strümpfe, auch im Sommer.

Ich finde Narben wichtig. Sie erinnern daran, dass man schon einmal heilen konnte. Und heilen wird. Wieder und wieder.

»Wir gehen schwimmen«, sagt Laura und pfeift nach Cassandra.

Ja, das wird mir guttun. Das Abkühlen und dann das Auf-den-heißen-Planken-Rumliegen, eine wilde Heidelbeere nach der anderen in den Mund stecken und ins Wasser schauen, auf dem Sonnenflecken tanzen.

*

Der ganze Sommer war bis jetzt verregnet und schwül. Sogar Cassandra tat sich schwer, Abkühlung zu finden, da konnte sie noch so oft in den Teich springen oder sich in der Küche auf den Kacheln platt wie ein Bettvorleger hinlegen. Die rote Zunge hing ihr aus dem Maul und reichte bis auf den Boden, sodass ich immer wieder Angst hatte draufzutreten, wenn ich Eiswürfel aus dem Eisfach holte. Und sie sabberte ärger als jeder Troll.

Zum Schwimmen sind wir meistens zu dritt unterwegs, Laura, Cassandra und ich. Rami will zwar mit, und meine Mutter hätte es ihm sogar erlaubt, aber ich habe wahrlich keine Lust, die ganze Zeit aufpassen zu müssen, um ja keinen Blödsinn zu versäumen, zu dem er so fähig ist. Und er ist zu verdammt viel Blödsinn fähig, ich würde sagen, da entfalten sich in ihm unendliche Kombimöglichkeiten. Noch heißer ist er nur noch darauf, mit Markus etwas zu unternehmen.

Markus ist noch da, aber es ist ein bisschen seltsam zwischen uns, ich habe das Gefühl, er verheimlicht etwas vor mir, wahrscheinlich eine neue Freundin, was ich völlig unnötig finde. Ja, klar gibt es mir einen Stich, wenn es wirklich offiziell so sein sollte. Aber mir ist lieber, es gibt einen Stich, und dann ist Ruhe. Es ist okay, haben wir doch gesagt, bevor er in die Stadt zog, zum Studieren. Wir sind ja nicht mehr zusammen. Wir sind Freunde. Und zu Freunden ist man doch ehrlich! Aber nichts ist einfach, wenn Liebesmüh und diese seltsame, mir zu weiten Teilen unbekannte Sache namens Sex dazwischengehen. Nichts! Dann kannst du das übereingekommenste Übereinkommen vergessen, pronto.

»Pronto«, sagt Laura jetzt die ganze Zeit, es ist nicht rauszuklopfen aus ihr, seit wir gemeinsam in Italien gewesen sind. Ich versuche, das als nette Erinnerung unserer Reise zu betrachten und nicht als den nervtötendsten Spleen, zu dem sie derzeit fähig ist. Was nicht ist, kann

natürlich noch kommen, das ist bei Laura ähnlich wie bei Rami, die Skala ist nach oben hin offen.

Über diese nach oben hin offene Skala der Nervtöterei brauche ich mir im Unterschied zu anderen, nicht ganz so klaren und eindeutigen Dingen, wie zum Beispiel dem Verbleib meines Papas, keine Sorgen zu machen. Die Sorge bleibt vermutlich für immer. Im Unterschied zu meinem Papa. Der ist leider noch immer weg. Keiner weiß, was mit ihm passiert ist.

Der Sommer geht in die Schlussphase, wie er angefangen hatte: mit quälender Ungewissheit, mit täglichen Gängen zum Briefkasten in der immer geringer werdenden Hoffnung, da drin etwas zu finden, irgendetwas. Einen Brief. Eine Todesurkunde. Einen Hinweis. Gar nicht mal so unähnlich dem vorletzten Jahr, als mein Vater und ich ständig zum Briefkasten der Flüchtlingsunterkunft rannten, in der Hoffnung auf eine Art Erlösung, auf den positiven Bescheid.

Ich weiß, dass meine Mutter jeden meiner Schritte zum Briefkasten hin und vom Briefkasten weg stillschweigend verfolgt, ihre Blicke sind mein Schatten. Das macht mich noch nervöser.

Meine Großmutter sagt nie etwas dazu, wenn sie mich zum Briefkasten schleichen sieht. Meine Großmutter ist eine Urgewalt. Meine Großmutter ist ein freundlicher Vulkan. Sie steht noch im stärksten Hurrikan firm und fest am Boden. Sie ist ein weißer Zwerg. Ein Planet, der ein Vielfaches an Gewicht trägt und um den alle anderen kreisen, weil er einfach der dichteste und komprimierteste Planet weit und breit ist und die anderen, nicht ganz so imposanten sich seiner Schwerkraft beugen müssen.

Manchmal beneide ich sie sehr darum. Dass sie einfach dasitzen und ihre Kuchen backen kann. Mit Äpfeln und Zitrone. Ein Fixstern unseres Familienuniversums, noch immer ruhig, wenn es sonst niemand mehr ist. Sie muntert meine Mutter auf, bringt Rami in den

Kindergarten, lässt meiner Tante die Badewanne mit Rosenblättern ein, wenn sie müde von der Arbeit nach Hause kommt.

Meine Tante hat seit dem Sommer einen Job. Sie verdient ihr eigenes Geld! Die erste Frau in unserer Familie! In Ramis ehemaligem Kindergarten, da kocht und putzt sie.

Und dann sitzt Oma mit mir abends im Garten und frisiert meine Haare. Sie frisiert und versucht, sie zu Zöpfen zu flechten, was nicht und nicht gelingen will, weil meine Locken noch immer zu wild sind und ihre Hände nicht mehr geschickt genug. Nie würde ich jemand anderem erlauben, mich wie ein Kind zu behandeln, aber bei ihr fühlt es sich so natürlich an, so passend, dass ich es genieße und nicht dagegen ankämpfen muss.

Sie hat so vieles verloren. Ihr Haus. Ihren Garten. Ihre Ziegen. Ihre Hühner. Ihren Mann. Ihre Söhne. Man könnte sagen, ich habe *vorläufig* meinen Vater verloren. Aber das lässt sich so nicht aufwiegen. Das Gewicht unserer Trauer nicht. Das Gewicht unserer Verluste. Jede von uns leidet, jede für sich. Manchmal leiden wir gemeinsam. Und oft suchen wir gemeinsam Trost. Weil wir Menschen sind. Vielleicht wäre es bei Katzen anders, denke ich. Die würden einfach fallen. Auf ihre vier Pfoten. Mit ihren sieben Leben. Und dann weitermachen. Apropos weitermachen: Da bin ich eigentlich Vollprofi darin. Das ist meine Königsdisziplin. »Königinnendisziplin«, würde Laura jetzt sagen.

*

Manchmal stelle ich mir die immergleiche Frage: Wie mein neues Leben angefangen hat? Schwer zu sagen. Vielleicht war es dieser Sommerabend, an dem ich das erste Mal meine Hand auf den Arm von Markus legte unter den Lampionlichtflecken, die im Sternenhimmel so hoch über uns hingen wie bei anderen die Geigen? Und bevor mein Vater kam, um mich mit ernster Miene noch vor elf Uhr nachts wieder

heimzuholen? Vielleicht, als Laura sich das erste Mal in der Schule zu mir gesetzt hat und sich nicht lustig gemacht hat über meine lustigen Deutschfehler, die alle rundum lustig fanden, bloß ich nicht? Oder später, als sie im Hinterhof von McDonald's weinend ihr rotzverschmiertes Gesicht in meiner Jacke versteckt hat und mir erzählte, was mit ihrer Mutter passiert war. Vielleicht in diesem magischen Augenblick, als ich meinen Fuß über die Grenze dieses Landes setzte? So wie mit den roten Zauberschuhen, die man aneinanderschlägt – ein Augenblick, und es ändert sich alles. Alles. Oder war es schon, bevor wir gingen, war es bereits, als ich unser Haus in Flammen aufgehen sah? War es das Gesicht meiner Oma vor ihrem brennenden Garten? Auf alle diese Fragen gibt es nur eine Antwort:

Sei eine Katze, Madina.

*

In der Schule wird alles anders sein, wenn die Ferien vorbei sind. Die King, unsere Klassenlehrerin, hat uns abgegeben. Ich habe keine Ahnung, wer uns in unserem letzten Jahr übernehmen wird. Ich verbiete ab jetzt auch allen, sie »Krähen-King« zu nennen, wie das im vergangenen Schuljahr alle gemacht haben, auch ich. Weil sie wie ein Trauervogel in ihren strengen schwarzen Kleidern mit ihrer strengen Frisur, den dunklen Strümpfen und der langen Nase durch die Schulgänge gestelzt ist. Sie heißt jetzt aber »Super-King«. Für mich, für immer und ewig. Nie werde ich ihr vergessen, wie sie furchtlos einem ganzen Mob begegnet ist und ihn aufgehalten hat, so lange, bis die Polizei endlich gekommen ist. Ich sehe sie vor mir, wie sie zwischen Fackelschein und Blaulicht vor unserem Gartentor zu Boden geht, wie meine Tante zu ihr stürzt, wie ich schreie – aber alles das in Zeitlupe, auch der Aufschlag. In vollkommener Lautlosigkeit, als hätte man beim Filmschauen den Ton abgedreht.

Die anderen haben jetzt Ruhe vor ihr und ihrem strengen Blick, ihren fordernden Hausaufgaben. Mir wird sie fehlen. Wäre sie nicht so streng gewesen, wäre mein Deutsch jetzt ein anderes. Und mein Englisch auch. Ja, mir würde sie wirklich fehlen. Aber: Ich sehe sie nach wie vor immer wieder, Susi holt sie regelmäßig ab und bringt sie zu uns, um im Garten zu sitzen und englischen Tee zu trinken. »Frische Luft tut Ihnen gut«, sagt Susi dann, schneidet eine Rose ab und stellt sie in einem hohen Glas auf den Tisch. Diese Rose bekommt die King immer mit, wenn Johann sie nach Hause fährt. Es tut mir ein bisschen weh, sie so zu sehen, wie sie mit ihrem Rollator ganz vorsichtig zu Johanns Auto trippelt, aber andererseits bin ich froh, dass sie zu uns kommt und sichtlich Freude daran hat. Meine Oma sitzt manchmal dabei, sie liefert Honigbäckereien zum Tee, die ich als Kind so geliebt habe, lässt sich von der King die staubtrockenen Shortbread erklären und tunkt sie neugierig in ihren Earl Grey. »Mit Milch«, darauf besteht die King.

Ihre Beine sind noch dünner, als sie schon davor gewesen sind, ihre Kleider sitzen nicht mehr so eng und exakt, als wären sie ihr auf dem Leib zusammengenäht worden. Ich habe manchmal Angst, dass sie immer leichter und leichter wird und ein plötzlicher Windstoß sie davontragen könnte wie eine Art Anti-Mary-Poppins. Ihr Blick ist aber nach wie vor wach und scharf, genau wie ihre Zunge.

Manchmal wache ich mitten in der Nacht auf, weil ich schreie. Und manchmal weiß ich nicht mehr, ob ich schreie, weil mir Erinnerungen an den Krieg hochkommen. Oder die Erinnerungen an den Mob vor unserer Tür. Weil: Ich habe verdammt lange nicht geglaubt, dass auch hier solche Sachen möglich sind. Nicht mal ansatzweise habe ich mir das vorstellen können. Nicht mal ansatzweise. Echt.

Und was ich mir auch nicht hatte vorstellen können: wie viel Hilfe

wir dann von Menschen bekamen, die uns gar nicht gut kannten. Johann kannten wir nur vom Sehen. Und doch kam er vor unser Gartentor, um uns zu schützen, genauso wie die King. Und der Idiot, der den »Ausländer raus!« brüllenden Mob zu uns geführt hat, hat so richtig Angst bekommen. Aber richtig. Huper haben wir ihn genannt, weil er, bevor er ausgetickt ist, immer vor unserem Haus stehen blieb mit seinem hässlichen roten Angeberauto und elendslange hupte. Wegen Laura. Bis ich ihn vertrieb. Und er mich »Flüchtlingsgesindel« nannte. Ja, so hat das mit dem Huper angefangen. Und so hat es dann aufgehört: Der Huper ist nun klein mit Hut, mucksmäuschenstill, und wenn ich ihm im Bus begegne, sieht er weg. Ja, der fährt jetzt ab und zu auch mit dem Bus, so wie wir. Den Führerschein haben sie ihm in dieser schrecklichen Fackelnacht abgenommen. Ich gestehe, dass es eine durchaus fragwürdige Genugtuung ist, ihn im strömenden Regen an der Bushaltestelle zu sehen, mit aufgeweichter Gelfrisur und einem verbissenen Zug um die schmalen Lippen. Auch wenn mir immer noch schlecht wird, wenn ich an den hasserfüllten Blick seiner knallblauen Augen denke, die mittlerweile in dunklen Ringen liegen. »Scheiß dich nicht an«, würde Laura jetzt sagen. Ach, Laura.

*

Wenn man Tagebuch schreibt, dann ordnet man Gedanken. Wenn man in Therapie geht, ordnet man das Leben. Ich würde schlicht total verzweifeln, wenn ich Frau Wischmann nicht hätte. Sie ist meine zweite Superheldin. Gleich nach der King. Wäre die King eine machtvolle Göttin, dann wäre Frau Wischmann ihre Tochter.

*

Ich kann das nicht. Ich kann nicht so schreiben, als ob nichts passiert wäre. Es ist so viel passiert. Mit mir, mit Mama, mit Amina, mit Laura. Mit meinem Vater.

*

Manchmal ist das Leben wie eine Reihe von Berggipfeln. Immer wenn man einen geschafft hat, ist man erleichtert und stolz und glaubt, man ist jetzt endlich dort, wo man hinwollte. Und gleich darauf sieht man den noch größeren Berg dahinter. Und hinter dem den nächsten. »Das Leben kickt«, sagt Markus dazu. Und ich denk mir: Ja, und zwar mitten in die Fresse.

2

So war das auch in Venedig. Es ist noch gar nicht lange her und fühlt sich doch schon so weit weg an. Mitten in den Sommerferien. In unserem Urlaub. In Italien. Laura und ich. Das erste Mal ohne meine Eltern, das erste Mal allein in Europa unterwegs. Wieder eine ganz neue, andere Sprache, die schön klang wie eine Melodie, nur verstand ich leider nicht eine einzige Note davon.

»Scheiß dich nicht an«, hat Laura gesagt, während sie sich die Finger ableckte, die noch Flecken von der eiergelben Creme aufwies, die aus ihrem Gebäck hervorgeschossen kam, als sie gierig hineingebissen hatte. »Die Creme heißt Zabaione.«

»Sehr angenehm. Madina.«

Als Laura lachte, stob eine kleine Staubzuckerwolke in die Luft.

»Dolce Vita«, sagte sie. »Das süße Leben.«

Wir standen vor der kleinen Pasticceria (so sagt man hier zu Konditoreien, hatte Laura mir stolz erklärt), unsere Blusen voll mit Puderzucker, Kakaopulverränder an den Lippen, zwei ausgemachte Ferkel, die sich im venezianischen Sommer wälzten.

»Der beste Cappuccino meines Lebens«, sagte sie anschließend und wischte mit dem Ärmel über ihren Mund. Glück gehabt, die Bluse war schwarz mit braunen Hirschen drauf, passend zum Kakao.

Ich sah in die Auslage, in der ein kleines Leckereien-Universum explodierte, Erdbeertörtchen, mit Aprikosenmarmelade gefüllte Kuchenstückchen, marzipangestreifte Schnittchen, Windbeutelgebäck

gefüllt mit Schoko und Vanille und mit Glasur drauf. Wir hatten schon je drei davon verspeist, und der Kaffee war hier kein Kaffee, sondern ein himmlischer Genuss. Ich trank drei schaumgekrönte Tassen hintereinander, bis mein Herz unter dem weißen Leinenkleid zu flattern begann wie ein nervöser Schmetterling.

»Noch eine Runde?«, fragte Laura. »Die Fruchtkörbchen da hinten haben wir ja noch nicht probiert.«

»Wollen wir vielleicht noch etwas Unbekanntes für morgen aufheben?«

»In Venedig gibt es genug Unbekanntes für mindestens zehn Jahre, meine Liebe!«

Die Pasticceria lag gleich neben dem Bahnhof, mitten in der Touristenhochburg, hier rasten sie alle durch das Gässchen, das von buntem Kram nur so geflutet wurde, mit ihren Rollkoffern, die so einen Höllenlärm machten wie ein nie endendes kakophonisches Konzert. Wir waren cool, wir hatten nur Rucksäcke mit.

Ich griff nach einer der bunten Masken, ich hatte so etwas noch nie gesehen.

Laura zog mich weiter. »Lass das! Diese Masken hier kommen aus China, nicht aus Venedig! Komm, komm! Woher ich das weiß? Weiß ich eben. Wir müssen unsere Fähre erwischen!«

»Welche Fähre?«

»Willst du etwa zum Lido schwimmen?!«

»Was ist ein Lido?«

»Ein Reservat für hübsche Jungs in Badeshorts.«

Was zum Teufel ...

*

Dieser verdammte Lido war einfach nur ein lang gezogener Sandstrand!

Und es saßen dort nur Omas mit ihren Enkelkindern rum. Und die Enkel waren definitiv keine Jungs, die mich interessiert hätten.

Und es nervte mich, dass Laura dauernd damit angab, dass sie sich hier besser auskannte als ich. Ich würde sie so was nie so deutlich spüren lassen.

Das Meer aber war schön. Ist immer schön. Es gibt nichts Schöneres als das Meer.

*

Und die Pizza, die wir an diesem Abend gegessen haben, war leider so viel besser als die von Susi, dabei liebe ich die von Susi schon sehr. Die Tomaten schmeckten süß vor Sonne, der Basilikum haute rein wie eine grüne Faust! Und der gegrillte Fisch ... und das Tiramisu ... zu blöd, dass wir übermorgen schon heimfuhren.

»Denk doch nicht jetzt schon ans Heimfahren«, sagte Laura und warf mir ein rotes Kopfkissen mit Löwen drauf an den Kopf, ich wich aus, weil meine Reaktionen seit dem Krieg immer noch so scharf sind wie bei einem wilden Tier im Wald, das Kopfkissen flog an mir vorbei und stieß die Vase mit den Plastikblumen auf dem Nachttischchen um, sie fiel. Wir hielten den Atem an, aber das mit bunten Stoffen tapezierte Zimmer war so klein, dass sie schief auf dem Bett zum Liegen kam. Außerdem war auch die Vase aus Plastik, aber das merkte ich erst, als ich sie hochhob.

»Blödfrau«, sagte ich, und wir lachten, und Laura umarmte mich, auf unserer Haut noch Salz und Sand vom Meer.

Ich liebe Lauras Geruch. So riecht zu Hause. Ein Zuhause, mit dem man um die Welt fahren kann.

*

Und an unserem letzten Tag hat Laura mir eine echte venezianische Maske bei einem echten Papiermaschee-Künstler gekauft, mit dem sie echt schamlos geflirtet hat, obwohl er bestimmt über fünfundzwanzig war und damit eigentlich ein alter Macker. Ich hab sie in die Seite geboxt, weil es mir schon beinah peinlich geworden ist, und er hat es gesehen und hat gegrinst, und ich bin so rot angelaufen wie eine überreife italienische Tomate.

»Was ist?«, hat Laura gezischt.

Und er hat seine schwarzen Locken hinter das Ohr gestreift und in einem Englisch, das noch übler war als meines – und das will wirklich etwas heißen! –, gesagt: »Deine Freundin ist eifersüchtig.«

Und ich bin rausgestürmt und stand eine ganze Weile ganz allein auf dem flirrend heißen Platz auf den Marmorplatten herum, mitten in der prallen Sonne, und habe wütend in den Garten von dem Palazzo gegenüber gestiert, als ob mir von dort ein Märchenprinz entgegenkommen würde. Oder wenigstens ein Frosch. Bis Laura endlich nachgekommen ist, mit einer langnasigen Maske vor dem Gesicht.

Ich habe mich weggedreht und wollte mich nicht sofort wieder vertragen. Ja, ich darf jetzt manchmal auch zickig sein! Wenn man so oft auf Hilfe angewiesen ist, wie ich und meine Familie es mal waren, glaubt man, immer lieb sein zu müssen.

»Jetzt komm schon«, hat Laura gemault. »Ich war doch nur ganz kurz da drin!«

Ich drehte mich weg und ging noch ein Stück weiter, in den Schatten, den ein Baum spendete. Unter dem Baum stand ein kleiner Kiosk, vor dem in einem Gestell Zeitungen wie Schuppen überlappend hingen. Und Wasserflaschen am Fenster aufgereiht standen.